

Martin Luther als Meister der Sprache.

Von Robert Petsch, Hamburg.

Luthers Reformation hat nicht zuletzt dadurch den Sieg errungen und den Deutschen eine ihrem Wesen nahe verwandte Gestalt des Christentums auf dem Boden der Heiligen Schrift geschenkt, weil ihm eine ganz ungewöhnliche Herrschaft über das Wort, das deutsche Wort verliehen war. Es war eine Gabe, die wie jede ihrer Art nicht weiter erklärt werden kann, sondern einfach da ist, als „Charisma von oben herab“; die aber sehr eng zusammenhängt mit dem unerhört ernstesten und tiefsten Ringen des Mannes um seinen Frieden in Gott. Dieses Ringen vollzieht sich durchaus auf dem Boden des wachen Bewußtseins und in den Formen der Sprache. Luthers inneres Sprechen mag dabei oft genug die lateinischen Formen angenommen haben, vor allem wo es sich um letzte, fast „unredbare“ Geheimnisse des Umgangs mit Gott handelte, für die er selbst erst im Laufe der Jahrzehnte (und nicht zuletzt in der Abfolge seiner Psalmenübersetzungen) deutsche Ausdrucksformen gefunden hat; aber auch dieses Lateinische war für ihn eine gesprochene, lebendige Sprache und, wie der Sachmann weiß, bis zu einem gewissen Grade deutsch empfunden, wovon auch Luthers lateinische Schriften und Vorlesungen zeugen. Viel mehr ging freilich von seiner Persönlichkeit und von seinem religiösen Herzenserlebnis in seine innere und äußere Rede über, wenn er sich der Muttersprache bediente. Im Ringen um den Ausdruck des Höchsten hat er ihren noch vielfach im Werden befindlichen Bau zum ersten Male wieder (seit den Tagen der mittelhochdeutschen Klassiker) zu einem organischen Ganzen „vollendet“; er hat diesem Körper ein festes Knochengerüst und zuverlässiges Bänderwerk gegeben; er hat ihn vor allem mit seinem eigenen Herzblute durchströmt, sodaß der Unterschied zwischen seiner Sprachgebung und derjenigen seiner Gegner und Freunde (Ulrich von Hutten nicht ausgenommen!) oder zwischen seiner Bibelübersetzung und ihren deutschen Vorgängern kein Unterschied des Grades, sondern der Art ist.

Hier wird nicht eine schon vorhandene Sprache mit allerlei persönlichen Erfindungen bereichert und auf mehr oder weniger geistreiche Weise abgewandelt, sodaß etwas wie eine persönliche Rede- und Schreibweise zustande kommt, sondern hier ist ein Wunder geschehen: neben und über allen andern Redeweisen des

Volles, ihnen allen verwandt und verpflichtet und doch sie alle überragend, abrundend und zügelnd erwächst da so etwas wie ein sprachlicher, reich gegliederter Kosmos mit mancherlei Schichten, ein Organismus, dessen Aufbaukräfte mit den Lebensäften der Muttersprache selbst auf das nächste verwandt sind. Denn Martin Luther geht es hier wie mit dem Glauben selbst. Er steigt, nicht im rein philologischen, sondern im menschlich-phänomenologischen Sinne ad fontes hinab, ins Reich der Mütter, zu den letzten Quellgründen. Mit einem ganz außerordentlich feinen und tiefen Sprachsinn begabt, findet er für die persönliche Zwiesprache mit Gott und die Verkündigung des göttlichen Wortes an die Menschheit die stärksten und tiefsten Töne; zugleich aber gelingt es ihm, seiner Gebrauchs- und Umgangssprache im weitesten Sinne die zartesten und kräftigsten Klänge abzugewinnen; und fast immer weiß er die Worte so zu wählen und zu ordnen, so aufeinander zu beziehen und gegeneinander abzutönen, daß wir staunend gestehen müssen: „Kein Stein wankt im Gestein!“

Das ist nicht reine Begabungssache: hier greifen genialer Schöpferdrang und reine Gestalterfreude mit Erfahrung und Übung, steter Selbstbeobachtung und stärkster Gewissenhaftigkeit ineinander. Luther fühlt, wie er sich vor Mißgriffen und vor Mißverständnissen hüten muß; wie irgend ein schiefes oder unscharfes, zu starkes oder zu schwaches Wort, eine lahme oder eine hohle Wendung die Aufrichtigkeit, die innere Wahrheit und die Fruchtbarkeit, die Bedeutsamkeit seines Sprechens mit Gott und den Menschen und im tiefsten Sinne sein Werk gefährden können. Wie es ihm voller Ernst damit ist, daß er in seiner Bibel „ungern einen Buchstaben mutwilliglich wollt' unrecht verdolmetschen“, so hatte Luther auf seine Sprache von jeher achten lernen und sie, immer im Hinblick auf seine große Aufgabe und doch unter Beachtung ihrer Eigengesetzlichkeit, sich im höchsten Sinne „zu eigen gemacht“.

Luthers starke und tiefe Anteilnahme an den Erscheinungen und an den Lebensvorgängen der deutschen Sprache ist bekannt. Er beobachtete die deutschen Mundarten, suchte ihren Klang zu kennzeichnen und gleichsam zu kritisieren mit demselben Freimut und der gleichen inneren Zielsicherheit, mit der er etwa die biblischen Bücher bewertete. Auch hier schwebte ihm, bei allem sachlichen Interesse, stets ein letztes Ziel vor: Wie weit war die deutsche Sprache an sich, oberhalb der persönlichen und landschaftlichen Redeweise seiner Zeit- und Volksgenossen imstande, wirklich etwas zu „sagen“, was alle anging und was „des

Redens wert“ war? Denn die Geschäfts-, Handels- und Umgangssprache war doch im allgemeinen kaum besonderer Veredelung fähig. Hier sah er entweder sprachliche Verderbnis durch Unachtsamkeit oder künstliche Missbildungen vor sich, wie er denn über die Kanzleisprache der „Puppenschreiber“ und das Kanzeldeutsch der „Lumpenprediger“ in seiner Vorrede auf das Alte Testament bitteren Spott ergießt und ihre lecken Neubildungen parodistisch nachbildet: „Ja, lieber Mann, es ist wohl betoret und ernarret dazu“. Solche sprachlichen Unarten wollten durchaus nicht zu der Würde des lebendigen „Wortes“ passen, in dem Gott zu den Menschen redet und wozu auch die einzelne Volkssprache emporgebildet werden will ohne alle Vergewaltigung, ohne alle künstliche Zurechtbildung, nur mit den Mitteln, die ihr von Hause aus gegeben sind. Diese alle sprudeln aber aus der lebendigen Quell-Tiefe menschlichen Geisteslebens hervor und dem Genie ist der „Schlüssel“ gegeben, dem der „Dreifuß“ aus der geheimen Welt der schöpferischen Sprachgründe willig an die Oberfläche folgt.

Bei allen Fremd- und Selbstbeobachtungen Luthers, bei allen seinen Urteilen und in allen seinen Entscheidungen über sprachliche Gestaltung geht es doch im Grunde immer um dieselbe Frage: wie man engeren und weiteren Kreisen, dem Geiste gelehrter Freunde und dem schlichten Verstande des gemeinen Manns, in Brief und Andachtschrift, Rede, Traktat und Streitschrift (immer auf verschiedene Weise und doch immer in demselben Geiste, immer von andern Seiten her und immer mit der großen Einheit und Selbstigkeit im tiefsten Kern) das eine, lautere „Gotteswort“ vermitteln, wie man den Geist Gottes zu den Deutschen wahrhaft reden lassen könne: so, daß sie eben nicht nur die einzelnen Worte und den äußeren Sinn ihres Zusammenhangs verstehen, sondern daß sie davon im Herzen ergriffen, ausgerüttelt, verwandelt, durch die Macht des Wortes zu Gott gezogen und in Gott neu gebildet werden. Dieses große Wunder, das sich zwischen den Seelen abspielt, das aber tief in die bewußten Schichten des Menschen hineinwirkt, ist allerwege nur auf dem Wege der Sprache und zwar einer sehr lebendigen, achtsamen und zugleich kühnen, demütig lernenden und zugleich von innen her schöpferischen Sprach-Behandlung zu erreichen.

Von jeher haben die edelsten Sendboten des Christentums — auch z. B. jene angelsächsischen Mönche im Gefolge des Bonifatius, die nach Deutschland herüberkamen — heilige Worte und Wendungen nicht einfach sinnlich oder ver-

standesmäßig „genau“ zu „übersetzen“ versucht, sondern solche Ausdrücke gewählt, die nach ihrer „Würde“ und ihrer „Lebensfülle“, nach ihrem Wert- und Gefühlsgehalt sich unmittelbar oder durch kühne Bedeutungswandlung zum vollgültigen Ersatz eigneten. Ja, in den meisten Fällen ergab sich dann eine neue, eine besondere Schattierung des heiligen Ausdrucks, die der geistigen Art des bekehrten Volkes besonders gemäß war und dort besondere christliche Werte auf die Bahn bringen konnte. Es will schon etwas bedeuten, daß man in den ältesten Gemeinden Oberdeutschlands statt des lateinischen *solamen* oder *consolatio* (dessen Wurzel mit der unseres Wortes *sælde* verwandt ist und eine durchaus nicht bloß innerliche „Glück-Seligkeit“ bezeichnet) das wundervolle Wort „Trost“ setzte. Dieses Wort, das in vorchristlicher Zeit eine Art geistige Abhilfe bestehender Not bezeichnete, ließ noch deutlich seinen Zusammenhang mit „treu“ und „Vertrauen“ fühlen. Man sieht, wie sehr der Begriff der „Konsoilation“ hier vertieft und verinnerlicht wurde und wie sehr diese Art christlicher Frömmigkeit dem deutschen Wesen gemäß war.

Es ist in früheren Arbeiten über Luthers Sprache (besonders über seine Bibelübersetzung) meist zu wenig auf sein feines Gefühl für die Würde und das innere Leben der einzelnen Wörter und Wendungen, ja ganzer Schichten unsrer Muttersprache geachtet worden. Der Kenner weiß aber, wie wundervoll sich vor allem der Tönereichtum seiner Schreibsprache, die schon eine sehr „gesprochene“ Sprache ist, in seinen deutschen Briefen entfaltet, von der ernststen religiösen Mahnung (die fast niemals fehlt, aber einige Briefe durchaus beherrscht), von der wirklichen Warnung und dem mannhaften Bekenntnis (z. B. in dem berühmten Brief an Friedrich den Weisen vom 5. März 1522) bis zu den Trostepisteln an die Mutter, zu den neckischen Freundes- und Familienbriefen und zu dem märchenhaft schönen Sendschreiben an sein Hänschen von den Freuden eines Kinder-Paradieses. Dieser Tönereichtum wird dann mehr planmäßig-zweckvoll ausgebreitet in seiner eigentlichen Schriftstellerei. Es ist bekannt und sollte immer eingehender studiert werden, daß Luther in seinen erbaulichen Traktaten eine andere Sprache spricht als in seinen Streitschriften. In den ersteren füllt das Werben um die Brüder, in den letzteren die Abwehr der Gegner seine ganze Sache aus; seine Grundstimmung wird damit sprachschöpferisch, besonders was die „Schallform“ und die Bildlichkeit der Rede angeht. Luthers Zorn kann freilich in einer Weise auflodern, die uns befremdet, aber wir

dürfen nicht übersehen, daß Luthers Kampfweise eine „Kunstform“, zum mindesten eine betonte „Form“ der deutschen Rede darstellt, die im 16. Jahrhundert vielfach mit Lust und Verbeiß, aber nicht immer mit Luthers innerer Ehrlichkeit und mit seiner Treffsicherheit geübt worden ist. Es ist die alte Form der „Schelte“, die auch dem deutschen Rechtsgange nicht fremd war und die in den heftigen Anklagen des „Ackermanns aus Böhmen“ gegen den Tod, den Mörder seiner Frau, schon in der Zeit Karls IV. (bei Johannes von Saaß) eine klassische Gestalt erhalten hatte. Luthers satirisch-polemische Prosa ist freilich keine dichterische Rede, sondern durchaus Zweck- und Kampf-Gebärde sprachlicher Art. Er ringt nicht mit „imaginären“ Gegnern, sondern mit Fleisch und Blut, mit Fürsten und Gewaltigen dieser Welt wie dem Braunschweiger „Hans Vorst“ und dem „Sudler“ zu Dresden, dem Plagiator und falschen Kritiker seines Neuen Testaments, H. Emser. Hier sucht, wie in einer Art Schwankepiel, jeder Gegner den andern zu überbieten, ihm „Bescheid zu sagen“ oder „den Standpunkt klar zu machen“. Auf die sachliche Genauigkeit und auf die feinste Abwägung der Tragweite eines Vorwurfs oder eines Schimpfes kommt es da nicht an: Luther geht hier wie überall „aufs Ganze“.

Das gilt ebenso von seinen Trostreden und -briefen, wie von seinen Predigten und Erbauungsschriften, die durchaus „zentral“ gerichtet sind und immer wieder auf eine große Hauptsache zu sprechen kommen, auf die Rechtfertigungsfrage. Die oft maßlose, auch für das 16. Jahrhundert noch bedeutende Heftigkeit der Lutherischen Kampfschriften (z. B. auch gegen die Wiedertäufer und die bäuerische Kotte) erklärt sich immer aus seiner tiefsten Seelenangst um die Gefährdung des reinen Gotteswortes und der entscheidenden Botschaft von der Rettung des Menschen aus Gnade. Wo immer menschliche Willkür und Leidenschaft durchbrechen wollen (und zwar bei Rittern und Bauern, bei Fürsten und Untertanen), da tritt er warnend, beschwörend, aber auch scheltend und verdammend auf. Jener geheime Orgelton geht durch alle seine sprachlichen Äußerungen hindurch und von daher gewinnen seine Worte Kraft und Würde, Verstand und Bedeutung, Leben und Gefühlsstärke. Hier meldet sich die innerste, kernhafte Persönlichkeit, die aber gar nichts weiter ist und sein will, als ein durch besonderes Charisma zum Höchsten bestimmte Verkörperung und „Verlautbarung“ der deutschen Seele in ihrem Verhältnisse zu Gott und Jesus Christus.

Auch wo Luther schilt oder gar schimpft und verdammt, tut er es also niemals aus persönlicher Verärgerung und aus schriftstellerischer oder gelehrter Eitelkeit, die vielleicht keinem unserer großen „Schreiber“ so durchaus fern gelegen hat als gerade ihm. Wo er ganz menschlich verbittert war, da entlud sich sein Zorn wohl (ähnlich wie bei Bismarck) in ein paar kräftigen Flüchen im engsten Kreise. Mit dem Augenblick, wo er zur Feder griff, hob er den ganzen „Fall“ sofort auf eine höhere Ebene und indem er den Gegner angriff und vielleicht vernichtete, warb er zugleich um die ihm anvertraute Herde, die er vor dem Einbruch der Wölfe schützen mußte. Wer auf Luthers Deutsch hat hören lernen, der weiß diesen warmen, tiefen, sorgenden und helfenden Unterton auch in seiner heftigsten Polemik zu würdigen.

Wir finden die beiden Grenz-Tonarten, zwischen denen sich Luthers außer-biblische Prosa bewegt, nicht selten in einer und derselben Schrift dicht beieinander, so daß ihr Wechsel und ihre Spannung die Wirkung nach beiden Seiten erhöht, so wie in einem symphonischen Satze zwei große Themata in freier Aus-führung mit einander zu ringen und einander in die Höhe zu treiben und zu „vollenden“ scheinen. Wir fühlen deutlich die Abtönung und Abstufung heraus und bilden sie innerlich mit den entsprechenden Ausdrucksmitteln und Ab-wandlungen unserer eigenen Sprechweise nach; so kommt ein „ähnliches“ Ge-füge zustande, das in unserm Innern eine Art von organischer Gestalt annimmt, wenn es bei dem Verfasser, den wir lesen (laut lesen!), eine solche gehabt hat. Nur bei sehr großen Meistern unserer Sprache ist ein solches Verfahren möglich. Bei ihnen aber lohnt es sich auch; es schärft unser Ohr und stimmt unser Herz ein für die feinsten Ausdrucksmöglichkeiten der deutschen Rede, läßt uns auf die zarten Untertöne des Vortrags hören und damit die große Sache, um die es geht, mit dem Auge und mit dem Pulschlage Martin Luthers selbst erfassen und mit seinen Augen sie „anschauen“.

In beiden Fällen, im Tremendum des Schreckens, Drohens und Verdammens wie im Fascinosum der Seelenwerbung und -erwärmung, des Zuspruchs und der liebevollen Mahnung schreitet Martin Luther über die Grenzen der mehr sachlichen Mitteilung (wie in den Tischreden), der reinen Erörterung (wie in den eigentlich wissenschaftlichen Arbeiten, besonders zur Erklärung der Bibel) weit hinaus; er bewegt sich auch nicht mit spielender Leichtigkeit auf der Höhe von Wellen, die von einem tiefen Grunde her aufgereggt sind oder von mächtigem

Winde getrieben sein mögen (wie in seinen vertraulichen Briefen). Der Verfasser wirkungsmächtiger Flugschriften geht im Guten wie im Bösen kräftig „ins Zeug“ in der Art einer von Grund auf dramatischen Zwiesprache, eines seelischen Ringens, dem die behaglichen epischen Ruhestellen und die rein lyrischen Augenblicke eines innerlichen Aufblühens freilich nicht ganz fehlen. Sein Innenleben und seine sprachlichen Äußerungen bewegen sich in einem steten Hin und Her zwischen Ich und Du, aber auch zwischen Mensch und Welt, Mensch:Welt und Gott, alles ineinandergeschlungen und oft zu gleicher Zeit anklingend. Daher die „stürmische Beredsamkeit“ dieser Schriften, die oft aller logischen Bande und mitunter auch (wie in der kecken Streitschrift „Wider Hans Worst“) des Anstandgefühls zu spotten scheint, aber stets ihre „Bändigung“ in einer tieferen, meist unaussprechlichen oder unaussprechbaren Schicht findet, was der eingeweihete Leser bald verspürt. Luther gibt sich im Schelten, Angreifen und Verdammn nicht so leicht und so völlig aus wie seine Gegner, wie Murner und Emser, Cochlaeus u. a., deren „bloßes Geschimpfe“ so häufig leer und hohl klingt, wenn es auch mit allerlei Mätzchen und Witzchen aufgeputzt ist: da fehlt immer das heilige „Dennoch“ im Hintergrunde. Gewiß mögen diese Gegner auch ihren festen Ankergrund und eine letzte Stille im Innern gehabt haben, besonders Männer von der geistigen und schriftstellerischen Bedeutung Murners. Aber es ist ein anderes, ob man die „feste Burg“ im Innern ein für alle Mal mitbringt, indem man sich auf die Kirche mit ihrem starken Einbau in diese Welt stützen kann oder ob man sich den tiefsten Grund selbst erst mit eigenen Waffen und in jedem Augenblick von neuem erobern muß: Luther springt eben gleichsam über alles geschichtlich Gegebene hinweg oder reißt es an sich und trägt es unmittelbar vor den großen Spiegel hin, dessen Glanz in dem „Wort“, vor allem in dem neutestamentlichen Worte erstrahlt. Diese ungeheure Spannung zwischen einem Gegner mit seiner Bosheit (oder einem Schutzbefohlenen mit seiner inneren Not) auf der einen und dem ewigen Worte auf der andern Seite, dieses stete Ringen um den Ausgleich zwischen zwei so grundverschiedenen Erlebnissen gibt der ganzen Darstellung ihre Schwungkraft, die unter steten Rückläufen und Rückschlägen, in der Art der dramatischen Peripetie¹⁾ immer neue Ansichten des Gegenstandes, der Lage, des Streitpunktes hervorzaubert

¹⁾ Ich verweise auf meinen Aufsatz über die „innere Form des Dramas“, im „Euphorion“, Band 30.

und damit in immer tiefere Schichten der eigenen Seele und der göttlichen Schöpfung, ja der Gottheit selbst eindringt. In unablässigem Drängen und Bohren wird dann jeweils das Bild dieser Welt aufs neue entworfen, wo Satan seine vergifteten Waffen gegen Gott und seine Streiter richtet, wo es keinen Frieden gibt und geben darf, solange eben diese Welt in dem furchtbaren Zwiespalt zwischen ihrer göttlichen Bestimmung und ihrer erbsündigen Belastung steht.

Diesem unerhörten und mit nichts vergleichbaren Ringen zwischen einer Welt des Chaos und einer tief ersehnten Gotteswelt entspricht die wahrhaft heroische Rücksichtslosigkeit Luthers in der inneren Gestaltung seiner Rede. Gewiß sind einige seiner Streitschriften von vornherein scharf gegliedert, wie das Meisterwerk „Von der Freiheit eines Christenmenschen“. Aber auch da „geht es“ immer wieder mit Luther „durch“ und in seinen mehr persönlichen Schriften verliert er leicht das Steuer aus der Hand und umkreist oder umspielt mehr seinen Gegenstand, als daß er ihn künstlich vor uns aufbaute. Luther steht hier nicht auf der Mensur, sondern im Kampfe, wo es um das Leben geht und wo man dem Gegner von jeder Seite her beizukommen suchen muß, ohne vorher ein Programm der Sechtgänge aufzustellen. Das sollte jeder beachten, der Luther den lockeren Aufbau seiner Schriften zum Vorwurf macht. Sie sind viel zu „ernst“ gemeint, um viel auf darstellerische Form zu geben: die Form ist die rechte, die am stärksten wirkt und die, über den vorliegenden Fall und über das augenblickliche Geschreibe hinaus die Seele aufwühlt und sie das letzte, härteste und entscheidende Ringen zwischen Gott und dem Teufel gewahr werden läßt.

Die innere Erregtheit Luthers entfaltet sich nun als stilbildende Kraft vor allem nach zwei Richtungen, die beide dem deutschen Sprachtum sehr gemäß sind, wo es sich, frei von ausländischen Mustern und Regeln, seiner Art nach entfalten kann. Luther bevorzugt auf der einen Seite das „Zweimal-Sagen“, die Wiederholung der gleichen Sache mit andern Worten und Wendungen, die doch keine bloß äußerliche Abwandlung des schon Gesagten, sondern meist irgend eine für den Kampf notwendige Ergänzung darstellt. Hier ist, mitten im Strome der Rede, jeweils eine kleine Teileinheit erreicht, die freilich immer wieder über sich selbst hinausweist und andere ihrer Art herbeizieht, damit die Auseinandersetzung steigert und dem augenblicklichen Teil-Ziel der Erörterung zusteuert. Das logische und das grammatische Verhältnis der beiden zusammen-

gehörenden Glieder des Ausdrucks kann dabei sehr verschieden sein, so verschieden wie ihre Tonart und ihr eigener sprachlicher Ausdruck. Der Zweier-Takt der inneren Erregung geht durch und das war die Absicht des „Redners“, der Luther auch als Schreibender ist. Ich gebe ein kurzes Beispiel des zweigliedrigen Aufbaus einer größeren „Periode“ aus der Schrift wider „Hans Worst“. Luther wendet sich — anscheinend nicht gegen den Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel persönlich, sondern gegen seinen Schutzherrn, den Teufel als Erzlügner, der die Verleumdung in die Welt gesetzt hat, Luther habe seinen Landesherrn Friedrich den Weisen als „Hans Worst“ bezeichnet, um damit Zwietracht zwischen dem Fürsten und seinem Diener, zwischen den Reformator und seinen Beschützer zu säen. Luther hält es für nötig, hier zunächst eine wertende Umschreibung des Begriffs „Hans Worst“ zu geben, die wieder von seiner sprachlichen Beobachtungsgabe zeugt. Der betreffende Satz lautet in den Schreibformen unserer Zeit, aber in den Sprach-Formen Luthers (die Sperrungen habe ich selbst angebracht):

Denn du zorniges Häufflein weißest wohl, dein besessener Heinz auch

(Dazu die Erweiterung:)

sammt euren Dichtern und Schreibern

Daß dies Wort „Hans Worst“ nicht mein ist, noch von mir erfunden.

(Umkehr:) sondern von andern Leuten gebraucht (eindringlich, gleichsam Atempause!).

Wider die groben Tolpeln, so klug sein wollen (gegensätzliche Ergänzung)

doch ungereimt und ungeschickt zur Sachen reden und tun (Anklang und Paar-Formeln).

Also habe ichs auch oft gebrauchet (dazu die selbst wieder zweigliedrige Ergänzung:)

sonderlich und allermeist in der Predigt.

Wir sehen, wie die Rede hin und herspielt zwischen festen, eindeutig bezeichneten Anhaltspunkten und einem freien Schweißen in Ergänzungen, Gegensätzen, Gliederungen usw. Die Festigkeit der ganzen Linie wird nur um so kräftiger gewahrt, indem wir uns doch immer wieder auf die großen Richt- und Haltepunkte bezogen und an sie erinnert fühlen. Diese Art der Redeführung gibt

Luthers freiem Schrifttum eigentlich das feste Rückgrat, das wir ja auch bei unserm Körper in den spielenden und meist rhythmisch-gesetzlichen Bewegungen der Glieder, in ihrem unerhört mannigfaltigen und eindrucksvollen Gegeneinander- und Zusammenspiel immer wieder wahrnehmen können. Das ist nicht eigentlich der Stil der „Ekstase“, sondern einer tief erregten Kraft, die sich immer wieder zu sich selbst, zu ihrem innewohnenden Kraftmaß und zu ihrer natürlichen Ablaufsform zurückfindet.¹⁾ Es ist wohl kein Zufall, daß seine Ausdrucksweise an die Paar-Formeln des Kanzleistils erinnert, aber diese Ähnlichkeit darf auch nicht überschätzt werden. Luther ist auch hier „bis auf die Quellen“ zurückgegangen. Wenn der Kanzleistil wieder in der eindrucksvollen öffentlichen Rede oder „Kundgebung“ wurzelt, so schöpft Luther aus dem gleichen Borne, nur daß seine Rede nicht papieren, sondern bluthaft ist, nicht „flächig“ in einer Linie dahinströmt, sondern einen gewissen geistigen Raum erfüllt und mit sich bringt, sodaß sie „sphärisch“ wirkt und mit ihrer bunten Fülle wie ein Lebewesen von eigener Art auf uns eindringt.

Aber Luther steht noch eine andere Redeform zu Gebote. Die wirkt wie ein rasender Bergstrom, der über „Wacken und Klöße“ daherbraust, alles mit sich reißt und sich endlich doch wieder vor irgend einem Wehr staut, um aufschäumend die Fülle und Wucht seiner inneren Kraft zu verraten. Schon in älteren Schriften finden wir (besonders in der aufgeregten Redeform der „Schelte“) die „listenmäßige Häufung“, die Einseitigkeit oder einseitig gerichtete Aufschwellung des Ausdrucks. So beschreibt Luther in der gleichen Schrift wider den Braunschweiger Herzog die Kampfweise seines Gegners: „Ja flucht, lästert, plärret, zerret, schreiet und speiet ihr also, daß, wenn solche Wort mündlich von ihm gehöret würden, so würde jedermann mit Ketten und Stangen zulauffen, als zu einem, der mit einer Legion Teufel besessen wäre, daß man ihn binden und fangen müßte“. Wir sehen, wie auch hier im einzelnen noch die große Neigung zu zweigliedrigen Formeln mit Sinnreimen (fluchet, lästeret; Ketten und Stangen) oder mit Klangreimen (plärret, zerret) vorherrscht, wie aber die Paare „in Scharen“ aufmarschieren, die zwar auf dem Papiere sich zählen und übersehen lassen, beim Hören aber den Eindruck der überwältigenden Masse hervorrufen. Sie wollen nicht überzeugen, sondern mehr überwältigen; sie wollen von

¹⁾ Über die rhythmische Kunstform seiner Prosa als Ausdruck innerer Erregtheit vgl. die trefflichen Ausführungen von S. Preuß: *M. L. der Künstler*, Gütersloh (1931), bes. S. 165 ff.

der Kampfweise des Gegners ein nicht gerade verzerrtes, aber sicherlich übersteigertes (wenn man will: übertriebenes) Bild hinstellen: vor der abgründigen (Tiefgründigkeit seiner Gesinnung versagt beinahe der sprachliche Ausdruck. Damit ist es Luther bitterer Ernst und darin ist er innerlich durchaus wahrhaftig. Er hat ganz ehrlich das Gefühl, hier nicht mit Fleisch und Blut, nicht einmal mit Fürsten und Gewaltigen, sondern mit der Hölle selbst und mit ihren Sendlingen zu kämpfen. Da gibt es weder Schonung noch Vorsicht, da heißt es gleichsam wild um sich schlagen mit den derbsten Waffen und den kräftigsten Schwüngen, um den Gegner zu vernichten, soweit das mit dem „Worte“, d. h. hier: mit der kühnsten Verwendung der Rede nur möglich ist. Bei aller Herrschaft auch in dieser „Häufungsrede“ eine innere Ordnung, die aber nicht von dem sich zuspitzenden Gedanken, sondern von dem sich steigernden und vollendenden Gefühl her bestimmt ist.

Luthers darstellerische Kraft ist weiter in zwei sprachlichen Wirkungen begründet: auf der einen Seite in der einstimmenden Wirkung der Selbstlauter, denen sich bisweilen die Mitlauter anschließen, wo sie nach deutscher Art gehäuft, gerammt, aufeinander gepfropft erscheinen; auf der andern Seite in der veranschaulichenden Wirkung des bildlichen Ausdrucks, der nirgends zu friedlichem Verweilen und „geruhsamem Ausmalen“ einladet, dafür aber in seinem Daherstürmen immer neue Kammern und Tiefen unserer Seele aufschließt. Daraufhin sehe man das angeführte Stück noch einmal an: wie die Darstellung gleich am Anfang vom Sinn zum Klangreim übergeht; wie der scharfe Ton des „lästert“ in den breiten err-Gruppen wieder aufgenommen wird und endlich in den schneidend scharfen ei-Lauten gipfelt. Dann aber springt die Darstellung sogleich zu der bildlichen Rede über, die eine wertvolle Ergänzung bringt. Wenn der Herzog es wagen wollte, mündlich vor aller Augen und Ohren über einen Gegner so herzufallen, wie er es in seinen Schmachschriften gewagt hat, so müßte man ihn wie einen Rasenden „binden und fangen“. Zugrunde liegt die sinnliche Vorstellung: er hat geschimpft wie ein Rasender; sofort klingt der tiefere Gedanke an: „Ja wohl rasend, er ist vom Teufel besessen“; aber Luther drückt das mittelbar aus: das biblische Bild (Ev. Mark. Kap. 5, V. 9) ist gerade gut und kräftig genug, um mit seiner gleichsam verbrieften und geheiligten Wendung von der „Legion Teufel“ den Seelen- und Geisteszustand des Gegners auszumalen. Die scheinbar ruhige Beziehung auf den Bibeltext bedeutet eine unge-

heure Steigerung, die aber sehr wirksam wieder in das Begriffsfeld der beiden Paare „ketten und stangen“ und „binden und fangen“ eingeordnet ist, sodaß sie „ausklingt“, wie sie „vorbereitet“ wurde. Und tatsächlich wirkt die ungeheure Erregung Luthers immer noch gebändigt im Vergleich mit dem zeternden und keifenden Schreiton mancher seiner Gegner.¹⁾

Beide erhöhten Sprechweisen, die immer wieder den Gang der eigentlichen Erörterung in Luthers ruhigeren Prosaschriften durchbrechen, können nun der Stimmung nach verschieden abgewandelt sein. Wir haben sie eben in ihrer rauen, streithaften Stimmlage kennen gelernt, die eine mehr hin- und wieder- schlagend, die andre ganz überwältigend. Beide können aber auch feiner und säuberlicher tönen; in einer berühmten Stelle des Dolmetscherbriefes spricht Luther von den Schwierigkeiten, die er mit seinen Freunden bei der Übersetzung, besonders des Alten Testaments zu überwinden hatte: Schwierigkeiten, die heute kaum mehr zu merken sind und von denen die voreiligen Kritiker am wenigsten merkten. Diese Schwierigkeiten und das Verhalten seiner Gegner bilden sich nun in seiner sprachschöpferischen Phantasie um; jene wird mit einer Art Sinnreim ausgedrückt, diese mit einer scharfen Gegensätzlichkeit dargestellt. Beide Male wird derselbe Bilderkreis ausgeschritten, der mit der Vorstellung „harte Arbeit“ schon „berührt“ ist. Denn für Luther, den Bauernsohn, gibt es keine härtere und zugleich wertvollere Arbeit, als den Ackerbau; darum vergleicht er seine Tätigkeit so gern mit dieser Arbeit seiner Vorfahren, die den ganzen Mann erfordert und der doch auch der ganze Mann nicht genügen kann, wenn der Segen von oben fehlt. So erhalten wir auf der einen Seite die paarweise Wendung „Waden und Alöze“, wie man sie auf einem steinigen Acker findet. Auf der andern Seite steht der Erfahrungsgegensatz: Pflügen mag wohl mancher gern, wenn der Boden bereitet ist: ihn herrichten ist nicht jedermanns Sache. Und indem das Gesamtbild des Ackerbaus im Bibeltext zwischen diesen beiden Bild- Zügen ausschwingt und sich seinem geistigen Gehalte nach ständig bereichert und vertieft, erhalten wir die nur am Rande polemische, im Innersten aber aufbauende, darstellende und überzeugende, schriftstellerisch wahrhaft grandiose Aus- führung:

¹⁾ Vgl. die treffende, wenn auch übersteigende Unterscheidung der Kampfweise Luthers und Murners in dem meisterhaften Dialog „Karsthans“ des Vadismus, jetzt abgedruckt in den „Sturmtruppen der Reformation“, herausgegeben von A. E. Berger, S. 100 f.

„Lieber, nun es verdeutschet und bereit ist, kann's ein jeder lesen und meistern, kauft einer igt mit den Augen durch drei, vier Blätter und stoßt nich einmal an; wird aber nicht gewahr, welche Wacken und Klöße da gelegen sind, da er igt über hin gehet, wie über ein gehoselt (= gehobelt) Brett, da wir haben müssen schwitzen und uns ängsten, ehe denn wir solche Wacken und Klöße aus dem Wege räumeten, auf daß man könnte so fein daher gehen. Es ist gut pflügen, wenn der Acker gereinigt ist. Aber den Wald und die Stöcke ausrotten, und den Acker zurechten, da will niemand an.“ (Dann folgt der Übergang zur „Vergeistigung“ des Ganzen, wie so gern bei Luther:) „Es ist bei der Welt kein Dank zu verdienen; kann doch Gott selbs mit der Sonnen, ja mit Himmel und Erden, noch mit seines eigen Sohnes Tod keinen Dank verdienen, sie seiet und bleibet „Welt (in) des Teufels Namen“, weil sie ja nicht anders will.“

Wir sehen, wie auch hier am Anfang die zweigliedrige Formel vorherrscht, Erden, noch mit seines eigen Sohnes Tod keinen Dank verdienen, sie seiet und warmen Lebensdarstellung auswächst; wie dann aber der verhaltene Unterton einsetzt: Die Kritik der Gegner an unserer Arbeit ist mehr, als sie scheint, sie ist nur ein Ausdruck ewigen Undanks, mit dem die Welt lohnt und mit dem sie nicht nur unsere Arbeit und unser Glück, sondern die eigene Seligkeit und die der ganzen Welt gefährdet. Hier läßt die scharfe Zweigliedrigkeit des Aufbaus nach, die Darstellung gewinnt wieder etwas von jener unaufhaltsamen Steigerung, die nicht halt macht, ehe sie beim Letzten angelangt ist. Aber diese Steigerung hat weniger von stürmisch-kämpferischer Art, sondern von einer tiefen, das Herz aufwühlenden Klage, die erst am Schluß in die harte Verwerfung der Teufels-Welt umschlägt. Während wir also in der stürmischen Rede am Schlusse eher ein sanftes Ausklingen fanden, hören wir hier ein plötzliches Aufbäumen, wonach Luther dann wieder, in einem neuen Absatz, zur sachlichen Erörterung zurückkehrt.

Daß auch jene mehr listen-förmig ausschwärmende Darstellung auf die mildere Tonart eingestimmt werden kann, zeigt eine andere Stelle der gleichen Schrift:

„Ah, es ist Dolmetschen ja nicht eines iglichen Kunst, wie die tolln Heiligen meinen¹⁾: es gehört dazu ein recht, frumm, treu, fleißig, forchtsam, christlich, gelehrt, erfahren, geübet Herz.“ Hier fehlt die paarweise Zusammenfassung, fehlt

¹⁾ die Schwärmer.

die beabsichtigte Klangwirkung, fehlt der Übergang in das Bild. Und die äußerlich gleiche Form der Darstellung hat hier eine andre Bedeutung: es geht um keine bloße Häufung und Steigerung von wesentlich gleichbedeutenden Aus sagen; vielmehr umkreist Luther frei und doch mit Sorgfalt die Gestalt des rechten Übersetzers. Er betont zunächst die menschlichen, in der Mitte die religiösen und zuletzt die sachmännischen Eigenschaften, die ein Dolmetsch braucht; alles in freier Folge und wieder so, daß die Hauptsache in der Mitte steht, ohne daß der innere Aufbau des Satzes sich geradezu aufdrängte. „Verworren“ ist auch diese Darstellung nicht, aber sie folgt nur den Gesetzen des Wirkens von Herz zu Herz. Die ganze Rede geht mehr „fein und eben“ daher, die einzelnen Akzente werden uns nicht eingehämmert, sondern folgen einander wie die Wellenkämme einer ruhig daherslutenden See.

Denn sobald Luther kämpft, klingt seine Rede hart, scharf, oft wie gekerbt oder gar gehackt; sie spiegelt das Hin und Her zwischen der Richtigstellung der Wahrheit und der Abwehr der Feinde; sobald Luther lehrt, mahnt und wirbt, nimmt sie weiche, linde Töne an und schwingt zwischen der Ausschöpfung tiefster Einsichten und dem sanften Andringen an die Seele des Lesers oder zwischen dem eigenen Bekennen und der Hingabe an die Huld des ewigen Vaters. Dieser Wechsel der Sprachtöne (I und II) ist wieder an einer Stelle des „Sendeschreibens“ gut zu beobachten, die wir als Beispiel ausheben:

(II) „Des kann ich mit gutem Gewissen zeugen, daß ich meine höchste Treu und Fleiß drinnen erzeigt, und nie keinen falschen Gedanken gehabt habe. Denn ich habe keinen Heller dafür genommen noch gesucht, noch damit gewonnen, so hab' ich meine Ehre drinnen nicht gemeinet¹⁾, das weiß Gott mein Herr, sondern hab's zu Dienst getan den lieben Christen, und zu Ehren einem, der droben sitzet, der mir alle Stunden so viel Guts tut, daß, wenn ich tausendmal so viel und fleißig gedolmetschet, dennoch nicht eine Stunde verdienet hätte zu leben oder ein gesund Auge zu haben, es ist alles seiner Gnade und Barmherzigkeit, was ich bin und habe; ja es ist seines teuren Blutes und sauren Schweißes, darum soll's auch (ob Gott will) alles ihm zu Ehren dienen, mit Freuden und von Herzen. (I) Lästern mich die Sudeler und Papstesel, wohlan (II) so loben mich fromme Christen samt ihrem Herren Christo, und bin allzu

¹⁾ f. v. a. angestrebt.

reichlich belohnet, wo mich nur ein iniger Christ für einen treuen Arbeiter erkennen. (I) Ich frag' nach Papsteseln nichts, sie sind nicht wert, daß sie meine Arbeit sollen erkennen, und sollt' mir im Grund meines Herzens leid sein, daß sie mich lobeten. Ihr Lästern ist mein hohester Ruhm und Ehr, ich will doch ein Doctor, ja auch ein ausbündiger²⁾ Doctor sein und sie sollen mir den Namen nicht nehmen, bis an den jüngsten Tag, das weiß ich fürwahr.“

Hier tritt die Zweigliedrigkeit nur stellenweise hervor; der ganze Abschnitt ist beherrscht von dem Streben nach einer innerlichen Steigerung, nach der Ausschöpfung des großen Erlebens der Bibel-Übersetzung, das Luther niemals so kräftig „ins Wort geformt“ hat, wie gerade hier. Hinter diesem Hinhorchen auf die Rede, die von innen strömt und eigene Gestalt gewinnen will, weichen alle Bemühungen um die Eindringlichkeit des Vortrages zurück; Luther darf darauf vertrauen, daß, was sich da aus seinem tiefsten Innern losringt, von selbst die Zuhörer in seinen Bann zwingen wird. Aber die Sprech-töne mit ihrer reichen Wandelbarkeit gehen durch die ganze Darstellung hin und umrahmen den Mittel-Ton der sachlichen Erörterung, die auch wieder, z. B. in der wundervollen Erläuterung der Übersetzung: „Du holdselige Maria“ seine große Wärme offenbart. Wir haben hier nur wenig von diesem Tönereichtum aufweisen können, der eine ganz eigene, eingehende und neuartige Interpretation im Sinne der allgemeinen Literaturwissenschaft in Verbindung mit der eigentlichen Lutherforschung erforderte.

Am schönsten aber entfaltet sich dieser innere Tönereichtum von Luthers im Glauben und im Gottes-Dienste erklingender Seele doch in seiner Bibel-Übersetzung. Hier spricht er freilich mehr mittelbar zu uns, denn er ist im Gewissen und in der Leistung gebunden an das „Wort“ anderer, das er zu übertragen hat. Aber gerade an der Aneignung, der „Anverwandlung“ des fremden und doch so vertrauten Sprachgutes entfaltet sich nun seine Schöpferkraft. Wie in einem gewaltigen Orgelwerk, über das ein Meister gebietet, entfaltet sich da eine Fülle von Registern, die auch in seiner eigenen Brust schlummerten, die aber erst durch die Berührung mit dem heiligen Texte zum Tönen und zum reinen Zusammenklang erweckt wurden. Eben das Mittelbare, die stete Rücksicht auf das „alte

²⁾ f. v. a. ausgezeichnet.

heilige Buch“ bedingt eine überpersönliche, eine für uns um so deutlicher merkbare Viel-Einheitlichkeit der eigenen sprachlichen Betätigung. Wie im Orgelwerk allerlei Instrumental-Töne, Geigen und Flöten jeder Höhenlage und Stärke zusammenklingen und doch immer wieder an dem besonderen Gepräge des Organons teilhaben, so entfaltet sich in Luthers Bibel der ungeheure Töne-reichtum durchaus auf dem gemeinsamen Boden jener Seelenhaltung, in der Martin Luther innerlich mit dem Texte eins wird, wo ihm das „Wort“ zum eigentlichen Gotteserlebnis wird.

Und wie dieses Gotteserlebnis, gleich dem jedes Gottesmannes, immer zugleich sein eigenes und das seines Volkes ist, so steht Luthers Bibelsprache mit der Volkssprache und mit seiner persönlichen Sprechweise im regstem Austausch, so entzündet es sich auch an dem Erleben der alten „Wortung“. Es ist Luthers unsterbliches Verdienst und rückt ihn mit einem Schlage über alle seine Vorgänger (auch über Iulius und Hieronymus) hinaus, daß er der Bibel kein ganz einheitliches, kein eintöniges Gepräge gegeben und daß er seine Sprache nicht nur nach dem jeweiligen Gegenstande oder nach seiner von dem Text erregten Stimmung abgewandelt hat, sodaß wir dann doch immer nur wieder in der Hauptsache seine Stimme hörten. Luthers Rede ist an dem Texte der Bibel Neuen und Alten Testaments selber eine wesentliche und zugleich eine sprachliche Viel-Einheit, eine nach allen Richtungen durchgegliederte und neue geistige Gestalt geworden. Und das kam daher, weil ihm die Bibel durchaus kein einheitliches Buch war, so fest er den einheitlichen Untergrund des überzeitlichen und überpersönlichen Gotterlebens festhält. Seine Vorreden (die mit schwerem Unrecht in neueren Bibelausgaben unterdrückt werden) zeugen in jeder Zeile davon, wie persönlich er mit den alten Schriftstellern verkehrte und wie ihm jeder in seiner Zunge die herrlichen Taten Gottes verkündete; wie jeder von dem kündlich-großen Geheimnis einen andern Ton auffing und den Vorhang vor dem Allheiligsten an einem andern Zipfel lüftete. Er war weit davon entfernt, diese in der Sprache sich ausdrückenden Verschiedenheiten zu übersehen oder für unwichtig zu halten. Mit einer wahrhaft erstaunlichen Wandlungsfähigkeit gab er jedem Wort und Satz in seiner Wiedergabe einen gleichsam proportionalen Ton, der sich dann wieder seiner Bibel-Einheit so gut (nur auf andre Weise und mit andern Mitteln) einfügte, wie sein Urbild der großen sprachlichen und stimmlichen Mehr- und Vieleinheit des Bibelbuches selbst. Hätte Luther nicht

auf diese vielfältigen Abschattungen und Abstufungen der einzelnen und der Gemeinschaftsrede achten lernen, hätte er sie nicht aus den unerschöpflichen Tiefen seines eigenen Sprachvermögens in „passender“ und „angemessener“ Weise nachzubilden vermocht, wir hätten niemals eine Bibelübersetzung von jener Meisterschaft erhalten, die sich in der letzten Bearbeitung des Psalters am schönsten offenbart.

Das ist der Punkt, worin sich Luthers Übertragung auch von jeder „modernen“ Übersetzung unterscheidet und worin sie jede spätere bei weitem übertrifft, mag diese noch so genau und noch so verständlich sein. Kein gelehrter Übersetzer kann je wieder das Bibelwort zum Klingen bringen, es müßte denn sein, daß Gott selbst noch einmal für diese Aufgabe ein „ausgewähltes Rüstzeug“ wie Luther auf den Plan rief. Denn wo die neuen Übersetzer über die bloß sachliche Wiedergabe des Grundtextes hinausstreben, da halten sie sich allenfalls an große Muster aus unsrer Dichtung und wissenschaftlichen, rednerischen oder erbaulichen Prosa und nicht zuletzt an Luther selbst, der dann eine Art mittelbarer Auferstehung feiert. Aber das alles ist künstlich, ist absichtlich, ist mehr oder weniger „gemacht“, während es bei Luther durchaus gewachsen, organisch und von stärkster Lebenskraft erfüllt ist. Luther hat gewiß, seinen eigenen Bekenntnissen und fremden Mitteilungen nach, mit dem Sprachstoff gerungen, wie es nur ein gewissenhafter Bibel-Forscher vermag und wir Philologen haben vor dieser Arbeit allen schuldigen Respekt. Aber er ist hierbei niemals stehen geblieben: er hat, wie die Protokolle des Übersetzungsausschusses, wie seine Schriften und Reden bezeugen, und wie es seiner geistigen Gesamthaltung entspricht, die Ergebnisse der Forschung und der Überlegung dauernd nachgeprüft und vertieft an dem lebendigen Miterleben des Textwortes. Er gehörte ja zu jenen ganz seltenen, wahrhaft begnadeten Philologen, denen über der exegetischen und kritischen Kleinarbeit am Texte der Schriftsteller selbst mit seiner Zeit und seiner Welt lebendig zu werden und zu reden beginnt. Nur erscheint dieser Vorgang bei Luther in einer ganz eigentümlichen Steigerung und abermaligen Vertiefung. Denn über und hinter den einzelnen Autoren (über die er sich doch u. U. recht scharfe Kritik erlaubt) hört er das, was sie eigentlich im Tiefsten sagen wollten und nicht immer konnten, woran sie aber alle mit-reden mußten nach der Gabe, die ihnen verliehen und nach der Aufgabe, die ihnen gestellt war. Es ist keine leere Redensart, wenn wir sagen, daß Luther sich in dem innigsten Be-

mühen um die besondere Sprachform jedes Einzelnen immer zugleich zu den letzten sprachschöpferischen Gründen der Menschheit aufschwingt und daß er hier den Punkt erfasset, wo in überzeitlicher und übervölkischer Weise „die Seele“ mit „ihrem Gotte“ redet, möge sie nun von Hause aus hebräisch oder griechisch, deutsch oder lateinisch sprechen. Erst damit werden die Instrumente, die auch in einem Orchester unter der sehr persönlichen Leitung des Dirigenten zu einer „zufälligen“ und einmaligen, wenn auch bedeutenden Einheit zusammenklingen mögen, zu jener naturhaften Einheit des „Organon“ verbunden, die sich nicht zerstören läßt und die nicht erst geschaffen zu werden braucht, der sich aber der kluge Organist in hohem Maße unterwerfen muß.

Diesem durchgehenden Orgel-Klange entspricht nun die allgemeine Sprachgrundlage der Lutherbibel. Diese Grundlage müßte noch eingehend studiert werden, hier können wir nur einige Andeutungen geben. Zu warnen ist vor einer falschen, äußerlichen Auffassung jener goldenen Worte in dem Dolmetscher-Briefe, wo Luther von seinen Sprachquellen redet. „Man muß“, sagt er dort, „nicht die Buchstaben in der lateinischen Sprachen fragen, wie man soll deutsch reden, sondern muß die Mutter im Hause, die Kinder auf den Gassen, den gemeinen Mann auf dem Markt drumb fragen und denselbigen auf das Maul sehen, wie sie reden, und darnach dolmetschen; so verstehen sie es denn und merken, daß man deutsch mit in redet.“ Da handelt es sich zunächst um die natürlich gewachsene Sprache im Gegenteil zu einer durch Lehn-Übersetzungen „konstruierten“ und um die lebendige Sprache im Gegensatz zur „toten“. Nicht aber um die Vulgär-Sprache des Alltags gegenüber der edlen Sprache des heiligen Textes. In Luthers Hause hat die Mutter mit den Kindern gewiß kein „literarisches Deutsch“, doch ebenso gewiß auch keine verwaschene, unsaubere oder irgendwie „gewöhnliche“ („gemeine“) Sprache geredet; ebenso wenig hat doch wohl Luther seine Kinder auf der Straße sich im Gassentone ergehen lassen; und was er die Rede des „gemeinen Mannes“ nennt, ist nicht etwa die Rede des feilschenden und zankenden oder des klatschenden und Joten reißenden Bauern oder Spießbürgers. Gleich darauf sagt Luther deutlich, was er meint. Er lehnt die künstliche Übersetzung des lateinischen „Ex abundantia cordis os loquitur“ mit „aus dem Überflusse des Herzen redet der Mund“ schlangweg ab: „Sondern also redet die Mutter im Haus und der gemeine Mann: Wessen das Herz voll ist, des gehet der Mund über; das heißt gut deutsch geredet, des ich

mirch geßliffen und leider nicht allewege erreicht noch troffen habe, denn die latei-
nifchen Buchftaben hindern aus der Maffen, fehr gut deutsch zu reden.“

Also auf „gut“, ja auf „fehr gut deutsch“ kommt es ihm an; er will die
Muttersprache handhaben mit jener Treue und jener Ehrfurcht wie die Alt-
vordern, denen die Rede immer noch eine mehr oder weniger heilige, zum min-
desten ernste und verantwortungsvolle Angelegenheit war. Ehe die Deutschen
(von ihren westlichen Nachbarn) die „reine Unterhaltung“, die „Konversation“
gelernt haben, brauchten sie wohl im täglichen Verkehr eine mehr abgeschliffene
Sprache, aber bei jeder Gelegenheit von einigem Belange regten sich noch die
alten gestaltenden Kräfte von der Urzeit her und erzeugten jene „Formrede“,
deren volkstümlichen Niederschlag wir vor allem in den alten Sprichwörtern
besitzen und bewundern. Luther wußte, was es mit dieser Spruchweisheit im
schlichten Bauern- und Bürgerkittel auf sich hatte: mit dieser bilder- und gegen-
satzreichen, scharfen und knappen und doch wieder fatten und bunten Rede, die
immer den Nagel auf den Kopf traf, indem sie die Sache mittelbar ausdrückte
und mit einer kühnen Wendung von der Oberfläche über Rand und Rahmen
zum Kernpunkt vordrang. Er fühlte sehr wohl, daß auch hier eine uralte Sprech-
weise der Völker vorlag und daß unzählige Stellen der Bibel, die 3. T. noch
den uralten heiligen „Spruch“-Ton hatten, zum Teil aber schon an die „Weis-
heit der Gasse“ erinnerten, durchaus in dieser Weise erfaßt und mit diesen Mit-
teln übertragen werden wollten. Auf diese Weise hat Martin Luther, der sich selbst
eine Sprichwörterammlung anlegte und aus dem reichen Schatze seiner Sprach-
kenntnis reiche Ströme volkstümlicher Gnomik in seine Predigten und Streit-
schriften überfließen ließ, gerade mit seiner Bibelübersetzung den Sprichwörter-
schatz unseres Volkes bereichert — ungefähr so, wie ein großer Dichter, der das
Glück hat, mit irgend einem seiner Lieder „namenlos“ in das Volk einzudringen
und zu dessen Liederschätze beizusteuern. Das angeführte Wort von dem vollen
Herzen und dem überfließenden Munde ist eines dieser neu geschaffenen Sprich-
wörter Luthers, das noch heute im Volke, aber gerade nicht in der „gewöhn-
lichen“ oder „gemeinen Rede“ umgeht und das immer auf tiefere Hintergründe
hinweist, wie alle Form- und Spruchrede überhaupt.

Also auf eine gehobene Volkssprache, die „der Rede wert ist“ und in der allein
es sich von hohen Dingen zu reden verlohnt, kam es Luther an. Sie steht viel-
leicht nicht gerade der Sachsprache der Gelehrten oder der Gebrauchssprache der

Beamten besonders nahe, wohl aber der Sprache der Dichtung, der dann wieder die öffentliche Rede, wo sie echt und wo sie schöpferisch ist, reiche Anregung verdankt. Nur auf und aus dieser Grundlage können sich dann jene Einzeltöne entwickeln, die gleich den Registern des Orgelwerks ihren eigenen Klang unter den Händen des Meister-Organisten entfalten.

So ernst wie ein Orgelmeister, z. B. Albert Schweitzer, auch von den scheinbar äußerlichen, mechanischen Fragen des Orgelbaues spricht, wobei ihm doch immer der um sein Instrument besorgte Künstler über die Schulter blickt, so hat Luther von der Eigenart der Sprache und von den Grundsätzen der Übertragung heiliger Texte gesprochen. Und doch ist es auch ihm vor allem um das Spiel auf der Orgel selbst zu tun und das Beste und Tiefste über seine Registerkunst vermittelt uns nun seine Bibel selbst. Man muß einmal sein Ohr für die feinen Stilunterschiede schärfen, womit Luther die heiße, eisernde Leidenschaft eines Paulus im Galaterbriefe uns nahe bringt und auf der andern Seite die treuherzige, etwas nüchterne, aber männlich derbe und tüchtige Mahnrede des Jakobus (in seiner, dogmatisch genommen, nach Luthers Wort „ströherne“ Epistel) wieder aufleben läßt; oder wie er den zarten Märchentönen der Weihnachtsgeschichte bei Lucas auf goldschimmerndem Hintergrund wirken läßt und dann wieder, im Johannes-Evangelium, religiösem Tiefsinn einen nichts weniger als grübelnden, wohl aber tief-bohrenden, fesselnden und zwingenden Ausdruck verleiht. Damit haben wir einige der Register berührt, in denen die Hochsprache, das „gut Deutsch“ durch Luthers hohe, fast dichterische Magie zu uns spricht.

Aber am reichsten entfaltet sich doch wohl seine große Kunst in demjenigen Buche der Schrift, an dem er immer von neuem und mit immer frischer Kraft gearbeitet, das er nicht bloß übersetzt, sondern im vollsten Sinne eingedeutscht hat: in dem Psalter letzter Hand. Hier ist im Original die Sprache des einzelnen Dichters am stärksten zurückgedrängt, um so reiner kommt der überpersönliche Hintergrund der Zwiesprache zwischen dem Frommen und seinem Gott zur Geltung. Luthers „Vorrede auf den Psalter“ (der erste, von Meisterschaft zeugende Ansatz zu einer, wie wir heute sagen würden, phänomenologischen Deutung eines Schriftwerkes im Sinne der „allgemeinen Literaturwissenschaft“) beschreibt diese Tatsache in unübertrefflicher Weise:

„Ich halte dafür, daß kein seiner Exempelbuch oder Legende der Heiligen auf Erden gekommen sei oder kommen möge, denn der Psalter. Und wenn man

gesteigerten Sprechweise und derjenigen Luthers bzw. der Urschrift darstellt); wünschen sollte, daß aus allen Exempeln, Legenden, Geschichten das Beste ausgelesen und zusammengebracht und auf die beste Weise herausgegeben wird, so müßte es der jetzige Psalter werden. Denn hier finden wir nicht allein, was einer oder zwei Heilige getan haben, sondern was das Haupt selbst aller Heiligen getan hat und noch alle Heiligen tun: wie sie gegen Gott, gegen Freunde und Feinde sich stellen und wie sie sich in aller Gefahr und Leiden halten und schicken; dazu kommt, daß allerlei göttlicher heilsamer Lehren und Gebote darinnen stehen.“

Hier fällt also in hohem Grade der Berichts- wie der eigentliche Offenbarungston weg. Wir sind Zeugen des unmittelbaren Eindringens gläubiger Herzen in Gott und werden in diesen Vorgang durch die Gewalt des Wortes mit hineingerissen. Dieser Vorgang ist viel weniger sachlich als persönlich bestimmt, schwingt dafür aber auch in der unübersehbaren Fülle von Tönen, deren das Menschenherz fähig ist. Hier sprechen keine „großen Männer“ als solche; auch die Stimme Moses und Davids wird zu einer Menschenstimme, die aus tiefer Not des Lebens oder aus der Überfülle des Gnaden-Bewußtseins zu Gott empordringt und auf eine Weise von ihren Erfahrungen redet, daß wir alle — nicht im Dunst und Lärm des Alltags, aber in jeder Stunde ernster Sammlung — daran teilnehmen können. Eben diesen menschlichen Gehalt nun hat Luther aufzufangen und neu zu gestalten gewußt, dergestalt, daß er von dem deutschen Menschen wiedererzeugt und für das deutsche Leben in Gott fruchtbar gemacht werden kann.

Auch hier sind ganze Lieder, wie z. B. der 23. und der 90., der 100. und der 103. Psalm jeweils auf einen Ton gestimmt, der mit großer Meisterschaft durchgehalten oder innerlich abgewandelt und gesteigert wird. Wir könnten nicht einen einzigen Vers in einem dieser Übersetzerischen Meisterwerke aus seinem Zusammenhange reißen und in eines der andern Lieder hineinsetzen. Ganz abgesehen von den inhaltlichen, mit der jeweiligen Lage des „meinenden Ich“ (oder der Gemeinde) gegebenen Besonderheiten, würde eben „der Ton“ nicht passen. Hier hat jeder einzelne Vers Anteil an einer großen Einheitlichkeit des Ausdrucks, die darum noch lange keine Eintönigkeit bedeutet. Man mache die Probe und lese einen dieser Psalmen halblaut vor sich hin, wie man von seinem Inhalt ergriffen ist, und man wird fühlen, daß irgend eine bestimmte Tonlage sich aufdrängt (die schon wieder einen Ausgleich zwischen unsrer eigenen, an sich bereits

diese Tonlage steigert sich von Vers zu Vers und erklingt am Schlusse so voll und rein (auch im Abklingen und vielleicht da um so reiner, je mehr zwischen den Wörtern und Zeilen vernommen werden muß!), wie etwa am Ende des Hirtenliedes Ps. 23 und des großen Lobgesanges Ps. 103. Aber der Ton des einen Psalms kann auf den andern nicht übertragen werden.

Wir können diese Herrlichkeiten hier im einzelnen nicht zergliedern; doch möchten wir noch auf eine andere Art von Psalmen hinweisen, wo Luther die tiefe Zweiheit in der Seele des Beters und Sängers aufgefangen hat, das große „Dennoch“, zu dem jedes echte religiöse Erleben hinstrebt. Die oben betrachteten Psalmen entspringen einer Seelenhaltung, die sich schon über das „Dennoch“ erhoben und zu der großen „Selbstverständlichkeit“ der unbedingten Anbetung und Hingabe durchgerungen hat. Menschlich vielleicht noch ergreifender und erzieherischer sind jene Lieder, die aus der großen Klage über das Leben mit seinen Rätseln und Widersprüchen erst hinaufstreben zu der lichten Höhe der Gottesfülle, wie z. B. der 73., in gewissem Sinne ja auch der 90. und vor allem der 46. Psalm, dem Luther ganz besondere Mühe und Sorgfalt gewidmet, um den er mit einer Art heißer Liebe geworben und an dem er seinen schönsten Triumph erlebt hat. Man braucht nur eine moderne wissenschaftliche Übersetzung (z. B. von W. Stärk) daneben zu legen, um seine Leistung zu würdigen:

Gott ist uns allzeit eine bergende Wehr
Eine Hilfe in Nöten gar wohl bewährt
Drum fürchten wir uns nicht, ob die Erde
auch bricht,
Ob Berge hinstürzen mitten ins Meer
Laßt brüllen, laßt schäumen seine Wogen,
Vor seinem Übermut Berge erbeben
Der Allmächtige ist mit uns,
Eine schützende Steile ist uns der Gott Jakobs.
Eines Stromes Arme erfreuen die Stadt Gottes
Seine Wohnung hat der Höchste geheiligt.
Gott in ihr — sie kann nimmer wanken.
Es rettet sie Gott wenn der Morgen hereinbricht.
Es bebten Nationen, Königreiche wankten, —
Gott erhebt seine Stimme, — die Erde erzittert
Der Allmächtige ist mit uns,

Eine schützende Steile ist uns der Gott Jakobs.
(Stärk)

Gott ist unsre Zuversicht und Stärke
Eine Hilfe in den großen Nöten, die uns
getroffen haben
Drum fürchten wir uns nicht, wenn gleich
die Welt unterginge,
Und die Berge mitten ins Meer versänken
Wenngleich das Meer wütete und wallte
Und von seinem Ungeßüm die Berge ein-
fallen.
Dennoch soll die Stadt Gottes fein
lustig bleiben mit ihren Brunnlein,
Da die heiligsten Wohnungen des Höchsten
sind.

Gott ist bei ihr drinnen, darum wird sie fest
bleiben;

Gott hilft ihr früh am Morgen

Die Heiden müssen verzagen und die Könige
reiche fallen,

Das Erdreich muß vergehen, wenn er sich
hören läßt.

Der Herr Jehaoth ist mit uns;

Der Gott Jakobs ist unser Schutz.

(Luther)

Gewiß hat Luther manches mißverstanden und, besonders in dem außerordentlich schönen 5. Verse (von der Stadt Gottes) das vorhandene Sprachgut geradezu erweitert. Dennoch sind solche Erweiterungen nichts weniger als willkürlich. Sie tauchen auch wieder in das Reich der Mütter hinab und suchen die Stelle, die an sich und bei „wörtlicher Übersetzung“ fremdartig anmuten würde, die aber durchaus menschlich gemeint und für uns alle bestimmt ist, gerade an unser deutsches Herz reden zu lassen. Und unserer deutschen Auffassung und Redeweise entspricht nun der gewaltige Tonwechsel, der sich von der vornehmen Eintönigkeit der wissenschaftlichen Übertragung so kräftig abhebt. Luther spürt die feinen Spannungen des Gefühls und auch des religiösen Erlebens (zwischen dem Tremendum und dem Fascinosum) auf und macht sie gleichsam zur Grundlage seiner ganzen Übertragung. Wir sollen zwischen dem Schrecken und dem kindlichen Vertrauen hin und hergewiegt und sollen damit in unsrer unzerreißbaren Verketzung mit Gott bestärkt werden. Darum zieht der Übersetzer alle Register seines Orgelwerks und zaubert aus der Sprache alle melodischen und rhythmischen Klangwerte, im engsten Zusammenhange mit den Gehalten der einzelnen Verse und Versgruppen hervor. Daher denn am Anfang der große Ton des ruhigen Vertrauens, die inhaltliche Grundlage und zugleich der Orgelpunkt, der in allem Folgenden festgehalten wird, nachdem er einmal vernehmlich zu uns gesprochen hat. Dann aber die mächtigsten Donnertöne des Weltuntergangs mit ihren gehäuften und gesteiften Akzenten, ihren fast altgermanisch anmutenden Stabreimen (auf m und w) mit ihren dunklen Selbstlautern und gleichsam geballten Mitlautern, mit ihrer durchgehenden Steigerung bis zu dem Schlusse und seinem fast jähen Absturz. Dann aber ist es, als ob sich ein Gewitter verzogen hätte und die liebe Sonne am blauen Himmel erstrahlte. Gewiß vernahm der Morgenländer von selbst den großen Freudenton dieser Wendung, daß ein Strom die Stadt Gottes, seine Wohnung, wie mit liebenden Armen umfassen sollte. Was sind Wasserbäche für diese dürre Gegend! Nicht so der deutsche Leser. Ihm kann Luther keinen historisch-geographischen Kommentar

unterbreiten; statt dessen versetzt er das ganze Bild in die Welt des deutschen Bürgertums im 16. Jahrhundert, die auch den Bauern vertraut war. Aus der Stadt in der weiten Ebene, am Ufer eines Stromes macht er die deutsche Burgstadt mit ihren rieselnden Brunnen. Dort die tiefe Dankbarkeit für das wichtige Lebensnaß; hier die Freude an dem feuchten, herrlichen Überfluß, der sich spielend in die leuchtende Schale ergießt. Die ganze Fülle der Assoziationen hier wie dort fängt die sprachliche Behandlung auf, im hebräischen Urtext wie in der deutschen Meisterübersetzung. Und wiederum ist es der eigentümlich springende Rhythmus, der jeder strengen Taktierung spottet und der dennoch da ist und sich ebenso geltend macht wie vorher in der Untergangsschilderung. Aber es ist nun nicht mehr ein lastender und hämmernder, sondern ein fröhlich hüpfender Rhythmus. Ihm entspricht die sorgliche Auswahl der singenden und klingenden Beiwörter (fein lustig — heilig) und die Verkleinerungsform mit ihren -lein; sie alle klingen zusammen in einer ganz hellen, glöckchenhaft klingenden Melodie, im allerstärksten Gegensatz zu dem, was wir vorher vernahmen. Auch in dem „Gott ist bei ihr drinnen“ herrscht noch etwas von der bergenden Atmosphäre der deutschen, befestigten Stadt, aber der ganze Ton wird nun gehaltener und fester, man könnte sagen sachlicher: Gott hilft den Seinen aus der Belagerung durch ihre Feinde. Wir kehren damit zu der zuversichtlichen, männlich-ernsten Tonart des Anfangs zurück.

Diese kurzen Proben müssen genügen, um zu zeigen, worauf doch der einzigartige, durch nichts zu überbietende oder gar zu ersetzende Zauber von Luthers Bibelübersetzung beruht. Das stärkste Gotteserleben auf deutsche Weise, das sich ja ohnehin immer in den sprachbildenden Schichten des Menschengestes vollzieht, ist hier selbst sprachschöpferisch geworden und zieht alle Ausdrucksmittel der Sprache, die geistigen und die sinnlichen, die Meinungs- und die Bedeutungswerte zugleich mit den Reizen der Lautung (den klanglichen und den rhythmischen) heran, um in einer großartig durchgebildeten Neueinheit ein Widerspiel jener großen Erlebenseinheit zu geben, die Luther mit genialer Einfühlung bereits bei den alten Sängern und Propheten, Gesetzgebern und Geschichtsschreibern entdeckt hatte und die „auf gut Deutsch“ wiedergewonnen werden mußte, damit das göttliche Wort laut und vernehmlich, wie eine von Gott selbst gelenkte Naturkraft zu den Deutschen käme und den Boden ihrer Seele fruchtbar machte.